

I. Habere eripitur, habuisse nunquam.

Festrede am 2. September 1889.

Eheu fugaces — labuntur anni! — Ach, wie so flüchtig rinnet doch Jahr um Jahr! — Noch ein Umlauf des raschen Zeitenrades, und zwei Jahrzehnte trennen uns von den grossen Siegen des Jahres 1870. Schon schlummert mancher, der einst im Lorbeerschmucke heimkehrte oder von ehrenvollen Wunden noch nachher genas, nun mit den gefallenen Helden jener blutigen Zeit. Kaiser Wilhelm, der Siegreiche, und sein ritterlicher Sohn Friedrich sind längst heimgegangen. Noch schaut das dankbare Deutschland stolz auf des grossen Kaisers verdiente Ratgeber, den Kanzler und den Feldherrn. Wie lange? Dann gehört Sedan unwiderrufflich der Vergangenheit an. Eheu fugaces labuntur anni!

Aber nicht dieser Gedanke, nicht die Wehmut, die er weckt, dürfen unser heutiges Fest beherrschen. Jene so natürliche Trauer um die edeln Opfer des ruhmvollen Krieges, die immer und in der frischen Erinnerung am stärksten mit anklang, wenn wir den zweiten September feierten, linderte allmählich die heilende Zeit. Dieses Bedauern müsste mit der Zeit immer stärker und endlich der festlichen Erhebung gefährlich werden.

Der Klage des römischen Dichters Horaz über die Flüchtigkeit der Jahre, die vielleicht bei manchem, wenigstens unter uns Aelteren, Widerhall gefunden, setze ich ein Trostwort des römischen Weisen Seneca entgegen, das, wie so mancher seiner Aussprüche, auch unter Christen gehört zu werden verdient. Er schreibt dem Freunde Lucilius: „Was finden wir an Hilfe gegen diese Verluste, die uns betreffen? Dies, das Verlorene im Gedächtnisse zu halten und nicht mit ihm zugleich die Frucht fahren zu lassen, die wir daraus zogen. Habere eripitur, habuisse nunquam! d. i. Haben wird entrissen, Gehabthaben niemals!“ Wir deuten dieses „Habere eripitur, habuisse nunquam!“ auf gewichtige That-sachen der vaterländischen Geschichte; da heisst es: Erst muss ein erhebendes Erlebnis der Vergangenheit anheimfallen, um wahrhaft und unverlierbar der Volksseele zu eigen zu werden! Nicht das ist das Richtige, an die entschwindende Gegenwart mit Wehmut und Sehnsucht sich zu klammern, sondern darauf kömmt es an, als geistiges, inneres Besitztum das Vergangene immer frisch zu erhalten und immer wieder neu zu schaffen!

Ein Gedanke, wohl wert, bei ihm in dieser Feierstunde sinnend zu weilen und ihn nach seinen verschiedenen natürlichen Richtungen zu verfolgen! Aber es geschehe heute in einem Spiegelbilde aus alter Zeit! Wer vermag, selbst mitschwimmend im grossen Strome des gegenwärtigen Lebens, betrachtend zugleich über dieses sich zu erheben und in kurzer Rede seinen unabsehbaren Inhalt zu deuten! Leichter überschaut der lebendige Zusammen-

hang der Dinge sich in einem abgeschlossenen Drama, im Leben der alten Welt, das, durch tausend Fäden mit der Gegenwart verknüpft, ebenso klar gesondert wie wohlverständlich und lehrreich vor uns liegt.

Als den höchsten und edelsten Ruhm der alten Griechen und namentlich der Athener sieht die Geschichte ihres Geistes reiche, fruchtbare Blüte in Kunst und Wissenschaft an. Aber auch sie hatten ihren kriegerischen Ruhm, ihre unvergesslichen Grossthaten. Ein Plutarch von Chaironeia konnte die Frage aufwerfen, ob der Athener Name in jener oder in dieser Hinsicht heller strahlte, und sie zugunsten des kriegerischen Ruhmes beantworteten. Merkwürdig, dass auch im alten Athen ein Herbsttag das Gedenkfest der Perserkriege, vorzüglich des Kampfes bei Marathon, war und, wie bei uns, nicht eigentlich der Jahrestag des Kampfes. Dieser selbst fand nach Herodot am 16. oder 17. Metageitnion, d. i. am 11. oder 12. September, die Gedächtnisfeier nach Plutarch am 6. Boëdromion oder 21. September statt. Da auch die gleichzeitigen Schlachten bei Mykale und Plataiai auf den 3., die Seeschlacht bei Salamis wahrscheinlich auf den 20. dieses Herbstmondes Boëdromion fielen, so galt in Athen, ganz wie bei uns, der Herbst als besonders geheiligt durch das Gedächtnis der väterlichen Grossthaten. Da war auch der Athener, der Hellenen Leipzig und Sedan.

Beachten wir, wie diese einzelnen Ereignisse durch die Art ihres Nachwirkens im geistigen Leben des Volkes zu dessen unverlierbarem und wertvollem Eigentume wurden, so fällt billig unser Blick zuerst auf die Geschichtschreibung, in der die Hellenen aller anderen Meister und Lehrer geworden und in gewissem Sinne noch heute sind. Hat doch die Geschichte recht eigentlich und unmittelbar die Aufgabe, was geschehen und vergangen ist, fest- und der Nachwelt gegenwärtig zu erhalten. Da finden wir nun das Merkwürdige, dass die Geschichtschreibung der Griechen überhaupt erst unter dem gewaltigen Eindrucke der Perserkriege zu bewusstem Leben erwacht ist. Wohl gab es auch zuvor an hundert Orten im Bereiche der griechischen Zunge Berichte aus der Vorzeit, die Ursprung und Wachstum einzelner Städte oder Geschlechter darstellten. Aus dem Nebel der dichtenden, wundersüchtigen Sage hatten sich diese Berichte allmählich zu hellerer Deutlichkeit und Zuverlässigkeit emporgerungen. Aber noch boten sie kaum dem einzelnen Stamme, geschweige dem ganzen Volke der Hellenen das dar, was alle späteren Geschlechter unter beglaubigter und sorgfältig festgestellter Geschichte verstanden haben. Bausteine zur Geschichte waren hier und da aufgehäuft; aber des Baumeisters harrten sie bis tief ins fünfte Jahrhundert vor Christo vergeblich, der es verstünde, sie kunstgerecht zu behauen und zum Ganzen ineinander zu fügen. — Wer kennt nicht den Namen des Herodotos von Halikarnassos, durch dessen grosses Geschichtswerk mit einem Schlage diese neue Wissenschaft und Kunst der Historie ins Leben trat? Dankbar verehrten ihn schon die Alten nach Ciceros Zeugnis als Vater der Geschichte; in frommer Scheu vor dem göttlichen Hauche, der ihn belebt und zu so Grosse befähigt hatte, teilte man sein Werk in neun Bücher, die man nach den göttlichen Pflegerinnen der edlen Wissenschaften und Künste, den Musen benannte. Fragen wir aber nach dem natürlichen Zusammenhange und nach dem inneren Grunde, worauf es beruht, dass der vielgereiste Beobachter und Sammler etwas ganz anderes zu werden und zu leisten vermochte als die Geschichtschreiber vor ihm, so hat eben der feste Standpunkt der Beobachtung und Beurteilung, den ihm die Grossthaten seines Volkes in den Perserkriegen angewiesen hatten, ihn so hoch über alle Vorgänger hinausgehoben. In die warme, lebendige Schilderung des ersten und des zweiten Perserkrieges läuft das ganze Werk aus. Ob dieser Teil zuerst unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse entstanden sei, wie manche vermeinen; ob dieser es war, den der in Athen heimisch gewordene Dorer am Feste der Panathenaien

öffentlich vorlesen durfte, und wofür er von dem Rate der Fünfhundert eine glänzende Ehrengabe erhielt, was wahrscheinlich klingt: soviel ist gewiss, das Werk, wie es vorliegt, wird ganz und gar von dem Gesichtspunkte der Perserkriege beherrscht. Dass der Menschen Thaten nicht entschwinden durch die Zeit, will er nach den einleitenden Worten durch seinen Bericht bewirken; zuvörderst aber will er für alle Zeiten feststellen, um welcher Ursache willen Hellenen und Barbaren in die unversöhnliche Feindschaft geraten sind, die noch eben wieder einen neuen weltbewegenden Streit erregt hat. Der noch heute nachwirkende Gegensatz zwischen Asien und Europa, Abend- und Morgenland ist der Grundgedanke schon dieser ersten Weltgeschichte; und wenn — nach Goethe — Analysis und Synthesis, das wechselnde Fortschreiten vom Allgemeinen zum Besondern und umgekehrt, vom Umfange zum Mittelpunkt und zurück die belebenden Atemzüge der Wissenschaft ausmacht, so beweist sich trotz allem Kindlichen, Seltsamen und Unfertigen, das seiner Schrift anhaftet, gleich der erste Geschichtschreiber darin als Meister seiner Wissenschaft, wie er die Masse des Stoffes, die seine Wissensbegier aufgehäuft hatte, unter einen leitenden Gesichtspunkt zu zwingen verstand, ohne dem Einzelnen, ohne dem Fremden und selbst dem Feinde seine unbefangene Teilnahme und Würdigung zu versagen. Glückliches Hellas, von dessen schönster Heldenzeit ein solches Denkmal, wahrhaft aere perennius, dauernder als Erz und Stein, Zeugnis giebt! Doch mit reiner Freude und mit neidloser Bewunderung dürfen wir darauf hinblicken. Auch bei uns ist die Arbeit der Geschichtsforscher und Geschichtschreiber in frischem Zuge. Schon die erste preussisch-deutsche Erhebung im Beginne des Jahrhunderts mit ihren Nachwirkungen hatte ihr neuen Aufschwung und eine gesunde Richtung auf die Vergangenheit des eigenen Volkes gegeben, zu der alles andere, nicht in ruhmredige Unterordnung, aber in gesunde, wahrheitsgetreue Beziehung gesetzt ward. Täuscht nicht alles, so ist auch hierin mit der erlangten Einigung der Deutschen unter Preussens rückhaltlos anerkannter Führung ein neuer wichtiger Fortschritt geschehen. Wie einst Cäsar seine Feldzüge selbst beschrieb, so ist — den gesteigerten Anforderungen der Zeit und der Sache gemäss freilich in ganz anderem Umfange — die Geschichte der letzten Kriege unter den Augen des grossen Schlachten-denkers selbst dargestellt; und nicht minder ist mittelbar die Erforschung der eigenen Geschichte, wie der unserer Nachbarn, neu angeregt worden. So tief ist das Vergangene in die Bücher der deutschen Geschichte eingegraben, zumal, was wir in der grossen Heldenzeit von 1870 und 71 erlebten, dass es sicherlich keiner Zukunft entrissen wird. Halten wir selbst nur es fest und flossen der nachwachsenden Jugend die rechte, warme Begeisterung für Suchen und Ringen, für Opfer und Thaten der Väter ein, so wird, was nach dem äusseren Masse der Zeit uns fern und ferner rückt, nur um so mehr als unvergängliches und stets lebendig gegenwärtiges Kleinod auch uns sich bewähren.

Unvergesslich — in der forschenden Erinnerung und, — so meine ich es —, lebendig gegenwärtig vor dem inneren Auge der stets neu schaffenden Phantasie. Denn das gehört zusammen: Wissenschaft und Kunst, zergliedernde Forschung und neuschaffende Dichtung. Schon die Geschichte selbst kann zur farbenschönen, lebensvollen Darstellung ihres Gegenstandes der kunstreichen Mitthätigkeit der Phantasie nicht entbehren. Aber, wo der Geist eines Volkes in seiner Tiefe ergriffen ist, da will diese Kraft nicht bloss dienen und handlangern, sondern selbst herrschen und schaffen! Vollauf bewährt sich das in Hellas und vor allem in dessen geistigem Vorort Athen während des Menschenalters, das auf die Siege von Marathon und Salamis folgte. Im erzählenden Heldengedichte der Urzeit fielen ehemals Geschichte und Dichtung noch ungeschieden in eins. Mit dem allmählichen Erwachen des geschichtlichen Sinnes bildete sich auch eine selbständige Dichtkunst heraus, zunächst lyrischer Art.

Sprüche der Weisheit und sinnige Betrachtung des menschlichen Lebens, Liebesleid und -Lust oder strafender Spott über die Thorheit der Menschen bildeten neben dem Preise der Götter ihren Inhalt; auch Lob und Gruss für die Sieger in den grossen Wettspielen erscholl aus dem Munde gottbegnadeter Sänger. Ganz neuen Inhalt brachte nun die erhebende Zeit der athenischen Siege. Da lernte ein Simonides von Keos noch als Greis seine vielgewandte, leichtgeschürzte Leier auf eine höhere Tonart stimmen und die Thaten von Marathon, von Thermopylai, von Salamis als die herrlichsten in aller Welt preisen, die Denkmäler der gefallenen Helden wie die Heiligtümer der rettenden Götter mit jenen bekannten Inschriften versehen, die noch heute in ihrer schlichten Wahrheit jedes Herz ergreifen und rühren. Da überwand der Thebaner Pindaros die Abneigung gegen die anspruchsvollen Nachbarn, die er bis dahin mit seinen Landsleuten teilte, und fand in Athen eine neue geistige Heimat. Mochten die Thebaner verblindet sich den Persern zuwenden und noch nach dem Siege dessen Verherrlichung verbieten: der gerade redliche Sinn Pindars liess ihn erkennen und bekennen, dass Athen des ganzen Hellas feste Mauer und Säule war. Edler Wetteifer erhob sich zwischen Einheimischen und Fremdlingen, wer vermöchte, am würdigsten Siege und Sieger zu erheben, die Hellas von den Barbaren gerettet, Europa vor der Knechtschaft Asiens bewahrt hatten! —

Doch nicht nur neuen, grösseren Inhalt für alte Kunstformen bot die Zeit, sie liess auch eine ganz neue Art der Dichtung in lichter Schönheit aufblühen, die alle ihre bisherigen Formen (erzählende, betrachtende, empfindsame, strafende) in sich vereinte und fortan die höchste Freude und ein köstlicher Trost für alle Völker und Zeiten werden sollte. Bis dahin gab es keine dramatische Dichtung im höheren Sinne des Wortes, wenn gleich schon länger in die Chorgesänge bei den Dionysosfesten kürzere Wechselreden des Chorführers mit einem Schauspieler eingelegt waren. Damals blühte das Drama rasch zur Vollendung empor, und kein blinder Zufall war es, wenn von den drei anerkannten Hauptern der attischen Tragödie Aischylos ein Mitkämpfer von Marathon und Salamis war, Sophokles als Jüngling bei der Siegesfeier auf Salamis im Chore tanzte und Euripides infolge der Auswanderung auf Salamis während der Kämpfe das Licht erblickte. Hin und her in den aufbehaltenen Stücken wenigstens der beiden älteren Dramatiker begegnet uns der Widerhall jener patriotisch erregten Zeit. Die Athener verstanden wohl, dass ihnen mehr geboten ward als alte Mythen und Märchen, wenn ihnen Sophokles die Aiakiden von Salamis, Telamon, Aias und Teukros, wiedererweckte, die der fromme Glaube als die vornehmsten Nothelfer in dem Seesiege bei ihrer Insel verehrte, oder wenn er den sterbenden Oidipus über das entartete Theben Fluch, Segen über Athen, die Burg des Rechtes und der Gastfreundschaft, aussprechen liess. Vielleicht ging — nach den Angaben der Alten — das Volk manchmal über die Absicht der Dichter in der Beziehung ihrer Worte auf die Gegenwart hinaus, wie wenn die Tausende von Zuschauern gleich einem Manne sich erhoben und auf Aristeides den Gerechten schauten, als in Aischylos' Sieben gegen Theben vom Amphiaraos gesagt wurde: „Kein Zeichen führt er im Schilde, denn nicht scheinen will er der Beste, sondern sein, erntend im Geiste aus tiefer Furche, daraus edler Rat erspriesst. Ihm rate ich kluge und tüchtige Kämpfer gegenüberzustellen; ein schlimmer Widersacher ist, wer Gott fürchtet!“ Aber es blieb nicht bei solchen einzelnen Anspielungen oder Anwendungen; vielmehr sah jene grosse Zeit sofort mit dem Drama überhaupt auch das geschichtliche Drama entstehen, dessen Urbild wir noch heute in den Persern des Aischylos vor uns haben. Der Gedanke selbst, die jüngste Geschichte auf der Bühne darzustellen, welche die Welt bedeutet, ist nicht ursprüngliches Eigentum des grossen Dichters, der anfangs nur in dithyrambischen Festgesängen nach Art seines Freundes Pindar die vater-

ländische Begeisterung ausströmte. Ein älterer Kunstgenoss, Phrynichos, den er mit sich fortgerissen hatte auf die neue Bahn der selbständigen dramatischen Kunst, hatte zuerst unternommen, in den Phoinissen der Zeit den Spiegel vorzuhalten, und von ihm stammt auch der glückliche Einfall, sich nicht unmittelbar an das zu wagen, was alle seine Zuschauer selbst erlebt und geschaut hatten, und was ihnen darum keine darstellende Kunst würdig abzubilden vermochte, sondern den Eindruck vorzuführen, welchen die unerwartete Wendung des gewaltigen Krieges in Persis, dem Vaterlande der Besiegten, hervorgebracht hatte. Aber von diesen allgemeinen Umrissen abgesehen, war der Gang, den Aischylos einschlug, ein ganz selbständiger. Soweit wir aus den Andeutungen der Alten über das verlorene Stück des Phrynichos urteilen können, war es mehr ein Klagelied der Perser über die Niederlage als Seitenstück zu den hellenischen Triumphgesängen, denn ein Trauerspiel voll Leben und Handlung, wie das grosse Gedicht des Aischylos. Wir können dies hier in seinem ganzen Verlaufe nicht verfolgen. Ihren Gipfel erreicht die Handlung mit dem Auftreten eines Boten in Susa, welcher des Xerxes ehrwürdiger Mutter Atossa als Augenzeuge die Schlacht von Salamis schildert. Bezaubernd für das Ohr der Athener, ist dieser Bericht noch heute ein bewundertes Vorbild dichterischer und rednerischer Kunst. Grossartig wie das Werk war der Erfolg. Wie der Dichter — dürfen wir der alten Angabe trauen — noch bei Lebzeiten auf Sizilien vor Hieron von Syrakus das Stück zur erneuten Aufführung bringen durfte, so lebte es auch nach seinem Tode in Athen weiter, um noch in diesem Jahre an der Stätte seiner Geburt eine festliche Wiedergeburt zu feiern: in der Bearbeitung eines deutschen Fürstensonnes und zum Willkomm einer deutschen Kaisertochter als künftiger Königin der Hellenen.

Mit und in dem Drama des Dichters lebt die grosse Zeit fort, die es widerspiegelt. Ist's nicht wie ein Motto für dies grosse Dichtwerk, was Seneca sagt: *Habuisse nunquam eripitur?* Das bewusst Erlebte wird nie entrissen? Gewiss! ein treffendes und ermutigendes Beispiel dafür, dass die Thaten der Helden, mit dem Griffel der Dichtkunst eingezeichnet und so aufgenommen in eine empfängliche Volksseele, dieser nie entschwinden, sondern in ewiger Jugend und Schönheit fortleben. So wird, will's Gott, auch unserem Volke die grosse Zeit nicht verloren gehen, die uns äusserlich fern und ferner rückt, sondern unter ihm fortleben in Sang und Klang, so lange es noch Deutsche in der Welt giebt. Die Anfänge erleben wir noch, wenn, aus dem Munde der Jugend, gesungen und gesagt, die vaterländischen Lieder zur frohen Festfeier erschallen als ebenso viele Gelübde der Treue an Kaiser und Reich, an König und Vaterland. Die Vollendung werden spätere Geschlechter schauen; und wenn der Sedantag mit seinen heiligen Erinnerungen einst seinen Aischylos findet, so wird dieser sich nicht scheuen, die hohen Namen zu nennen und die hehren Gestalten persönlich vorzuführen, in denen uns der Segen jener Tage verkörpert ist.

Dieser scheinbar geringfügige Zug führt uns an die Grenze, wo der Vergleich des Zeitabschnittes, den wir jetzt durchleben, mit dem Menschenalter nach den Perserkriegen in Athen und Hellas überhaupt sein Recht verliert. Wie herrlich musste sich das Geschick der Hellenen gestalten, hätte wirklich ihr Volksleben der Sonnenglanz jener Tage so völlig durchdrungen und verklärt, wie es anfangs den Anschein hatte. Aber nicht bloss in die Jahrbücher der Geschichte, nicht bloss in die Weisen der Dichtung müssen solche Gnadengaben aufgenommen werden, um dauernd lebendig und kräftig zu bleiben, sondern vor allem in das innerste Heiligtum ernster, frommer Gesinnung.

Daran nun fehlte es leider im alten Griechenland! Die herrlichen Siege über die Perser vermochten nicht den Hader der Städte und Stämme zu löschen. Gerade, um diesen Hader nicht zu schüren und den Neid der Landsleute nicht zu wecken, vermeidet Aischylos

mit kluger Vorsicht, irgend einen Namen griechischer Stämme oder Männer in seinem Schlachtberichte zu nennen. Umsonst! Fünfzig Jahre nach der Schlacht bei Salamis plünderten die Spartaner das Gebiet Athens. Der dreissigjährige peloponnesische Krieg hatte begonnen, in dem die junge Weltmacht der Griechen für immer zu grunde ging. Die gewichtigste Lehre der Perserkriege, das: Seid einig! war nicht beherzigt. Zwar wäre es unbillig, zu übersehen, dass auch nach Thermopylai und Salamis erhebende Beispiele eines aufopfernden Patriotismus in Hellas zahlreich vorkommen. Nicht ganz war der alte, schon im Homer wurzelnde Name der Panachaier und Panhellenen verblasst und vergessen. Mit Stolz sonderten die Hellenen überall von den Barbaren sich ab und hielten in der Fremde den Fremden gegenüber zusammen. Allein zu dem Begriffe eines gemeinsamen Vaterlandes, dem des Herzens edelste Gefühle zu gelten hätten, einer Volksgemeinde, der als Glieder die einzelnen Stämme und Städte dienten, haben die alten Griechen es nicht gebracht; und das war ihr Verderben. Wie hoch haben wir es dem gegenüber anzuerkennen, dass unser Heldenjahr 1870 und 1871 das endliche glückliche Ende des deutschen Stammeshaders bedeutet! Durch keinen Misston der Zwietracht gestört, die erste glänzend bestandene Probe kaum hergestellter Eintracht, war dieser dem deutschen Volke mutwillig aufgenötigte Krieg so recht geeignet, das deutsche Reich wieder aufzurichten, das ehemals den inneren Spaltungen der Nation erlegen war; und über alles Bitten und Verstehen hat sich bisher seine Nachwirkung in dieser Hinsicht bewährt. Das Alte ist verschwunden; siehe, es ist alles neu geworden! Das Bild des greisen Kaisers Wilhelm denken wir uns am liebsten umgeben von den Gestalten der deutschen Fürsten; und wenn irgend etwas tröstlich und beruhigend für das deutsche Volk in dem Jahre der Trauer war, das so frisch noch hinter uns liegt, so war es dies, dass sämtliche deutsche Fürsten der ersten, würdigen Feier Zeugen sein wollten, in der unser jugendfrischer Kaiser Wilhelm sich feierlich zu den grossen Überlieferungen seines Vaters und seines Grossvaters bekannte. Dass nur diese edle, köstliche Frucht jener opferreichen Saat von 1870 erhalten werde; dann kann ein jüngeres Geschlecht dereinst auch den letzten lorbeergeschmückten Helden von 1870 mit Wehmut zwar, aber doch mit dem erhebenden Bewusstsein zur Ruhe geleiten: auch mit ihm geht dieses grosse Jahr dem deutschen Volke nicht verloren!

Indes, Einigkeit ist nur ein leerer Begriff, wenn man nicht hell und klar erkennt, worin man einig sein will und muss! — Das war es, woran auch unter den Hellenen in dem entscheidenden Jahrhundert ihrer Geschichte die Einigkeit, oft erstrebt und oft gepredigt von edleren Geistern, immer wieder scheiterte. Was ihnen fehlte, das ist uns in reichem Masse zu teil geworden. Was über allem Kriegeruhm, über dem Glanze der Wissenschaft und Kunst steht als der Vorzeit heiligstes und teuerstes Erbe: wir kennen es alle, die fromme Sitte, der feste Glaube und die schlichte Treue unserer Väter. Nach der Schlacht bei Marathon führten die Athener den Dienst des bockfüssigen arkadischen Waldgottes Pan in ihr Gebiet ein, der, wie man meinte, die Perser erschreckt hatte. Zum Danke für den Sieg bei Salamis wurden Telamon, Aias, Teukros, des Eilandes sagenberühmte Könige aus dem Hause des Aiakos, als Heroen in Athen verehrt. Darin erkennen wir die gewissenhafte, aber ängstliche und unklare Gottesfurcht der Athener, wie sie der Apostel Jesu in seiner gewaltigen Rede auf dem Areopage fünfhundert Jahre später rühmte. Was konnten solche Nothelfer nützen! Sie mussten vor der aufklärenden Kritik des sophistischen Zeitalters in Luft zerrieben. Unsere Väter bekehrten einst in den Tagen der Niederlage und der Erhebung sich zu dem lebendigen Gotte, dessen Heiligkeit und dessen Gnade ihnen, wie Ernst Moritz Arndt singt, in den Wettern des Kampfes neu aufgegangen war; und uns selbst hat kein Geringerer als der greise Zeuge jener Tage und Sieger in diesen neuen Schlachten, Wilhelm I., das Wort zugerufen,

das immerdar als die schlichteste und tiefste Predigt für den Tag von Sedan im deutschen Volke fortklingen wird: Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung! Fern sei jede Überhebung über andere, denen nicht in gleicher Klarheit Gottes Macht und Gnade geoffenbart ist; mit demütigem Danke aber sei anerkannt und immer wieder verkündet: Gott war mit uns und ist mit uns! Eins und einig im Aufblick zu ihm waren die Väter stark und freudig zum Kampfe; eins im treuen Glauben an seine Gnade werden auch die Söhne, wenn die Forderung an sie herantritt, Thaten thun ihrer Ahnen wert! — Wie? sollte ein neunzehnjähriger Friede, o Welch' ein köstlich Geschenk des Himmels! uns diese wichtigste Erkenntnis verdunkeln, diesen Dank erkälten, diesen Glauben erschüttern können? Vernähmen wir nicht, wie auch in dieser Friedenszeit immer die Gefahr von aussen und mancher schwere Schade im Innern warnt und mahnt zum rechten, frommen, sittlichen Ernst, zur treuen Wachsamkeit im Dienste des Vaterlandes: so muss und wird uns doch jeder Blick auf die Kämpfe, denen wir diesen Frieden danken, erinnern, wo wir die wahren und tiefsten Wurzeln unserer Kraft zu suchen haben.

Das sicherste Pfand für die bleibende Segenskraft der grossen Erlebnisse unseres Volkes ist dies, sie zu beziehen auf den innersten Quell alles Gedeihens und aller nationalen Erfolge. Die edelste Blüte und der Gipfel auch unserer heutigen Feier sei darum das erneute Gelübde des unentwegten Festhaltens an der frommen Treue gegen den Gott unserer Väter, gegen Kaiser und Reich, gegen König und Vaterland und das brünstige Gebet, dass der Höchste auch ferner und immerfort dies edelste Erbe unseres Volkes aus vergangenen, aber unvergessenen und unvergesslichen Tagen in Frieden erhalten und, wo es sein muss, gegen der Feinde Trutz beschützen wolle!

Wohl schwinden die Jahre in rascher Flucht. Wie den Träumenden ist uns, den Zeugen jener grossen Kämpfe und Siege, wenn wir nun schon auf sie wie auf andere Thatsachen der Geschichte über einen langen Zeitraum voll buntwechselnder Ereignisse zurückblicken. Die Gegenwart flieht: habere eripitur. Aber: habuisse nunquam eripitur; die grosse Vergangenheit bleibt uns! Lassen nur wir sie nicht aus den Augen, aus dem Herzen; und ihr Segen blüht immer jung und frisch; frisch und jung immer bleibt die Begeisterung, mit der in jeder deutschen Brust heut und allezeit, wie damals, der festliche Ruf anklingt: Gott segne das Vaterland! Gott schütze den Kaiser!